

Harald Gilbers

ENDZEIT

Roman

KNAUR 

**Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de**



Originalausgabe Mai 2017
Knaur Taschenbuch
© 2017 Knaur Verlag
Ein Imprint der Verlagsgruppe
Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Redaktion: Ilse Wagner
Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Umschlagabbildung: © Lee Avison / Trevillion Images;
© SZ Photo / Kurt Schraudenbach / Bridgeman Images;
FinePic®, München
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-426-51644-7

2 4 5 3 1

Teil 1

FEUER

1

Berlin

Freitag, 20. April 1945

12 Tage vor der Kapitulation der Berliner Truppen

Seine Welt war auf wenige hundert Quadratmeter geschrumpft, doch Oppenheimer hatte in den vergangenen sechs Wochen gelernt, sich damit zufriedenzugeben. Der Horizont war nicht mehr als eine schnöde Kalksteinmauer, während der Himmel aus roten Backsteinen von Eisensäulen gestützt wurde.

Und hinter dieser Hemisphäre aus übereinandergeschichtetem Baumaterial wehte ein von Menschen entfesselter Feueratem. Der Gärkeller in den Katakomben der stillgelegten Brauerei war nicht unbedingt als Nachtlager für versprengte Menschen wie Oppenheimer und seine Frau Lisa gedacht, aber sie hatten keine Alternative. Obgleich er so umsichtig gewesen war, die improvisierte Kochstelle direkt unter einem seitlichen Luftschlitz zu errichten, hatten der Qualm und die Essensgerüche bereits nach wenigen Tagen den säuerlichen Gestank des Brauereibetriebs überdeckt. Jetzt war die Luft so dick, dass man sie schneiden konnte.

An dem künstlichen Himmelsrund in zehn Metern Höhe gab es weder Sonne noch Sterne, und so waren auch die Leuchtziffern seiner Taschenuhr keine große Hilfe. Die Ausrichtungen der Zeiger waren in Oppenheimers Vorstellung nur noch willkürliche Einteilungen, deren eigentlicher Sinn verlorengegangen

war. Dafür gab es andere Indizien, an denen sich ablesen ließ, dass man jenseits des Kellers die Zeit noch in Tage einteilen konnte. Gelegentlich fiel ein heller Schimmer durch die Luftschlitze; der beste Hinweis auf einen beginnenden Tag war jedoch, wenn die Deckenlampen brannten. Oppenheimer ließ sie eingeschaltet, weil es Strom ohnehin nur noch sporadisch gab. Und wenn die Glühbirnen zur Abwechslung einmal aufleuchteten, konnte man davon ausgehen, dass es hinter den dicken Mauern früher Morgen war. Zu diesen Stunden war das Elektrizitätswerk in der Regel freigiebig mit den Stromzuteilungen. Die dunklen Phasen dazwischen waren in der letzten Zeit jedoch immer länger geworden.

Abends wiederum war die Stunde der Sirenen, deren Gejaule sogar bis in den Gärkeller drang. Wenn sie erklangen, fand draußen normalerweise der tägliche Angriff im Schutze der Dunkelheit statt.

Obwohl die Fundamente des Kellers sicher bald wieder unter der tödlichen Last der Bomber erzittern würden, fühlte sich Oppenheimer zwischen dem guten Dutzend Gärbottiche sicherer als inmitten einer verschreckten Menschenmenge in einem Betonbunker. Und erst recht war dieser Platz den verputzten Holzdecken des *Judenhauses* vorzuziehen, in dem er zwangsweise viele Jahre hatte wohnen müssen.

Die Sirenen und Fliegerbomben waren beileibe nicht mehr die einzigen Kriegsgeräusche. Seit einigen Tagen trug der Wind von Osten her das Grollen der Artillerie in die Stadt. Obgleich sich Oppenheimer danach sehnte, endlich von der Herrschaft der Nationalsozialisten befreit zu werden, fand er das anschwellende Toben der Kriegsmaschinerie beunruhigend. So ganz ohne Radio hatte er nicht einmal mehr einen Überblick, was an der Front vor sich ging.

Auch an diesem Morgen gab es Strom, und so wurde Oppenheimer von dem künstlichen Licht der Deckenlampen geweckt. Lisa schlief noch, wegen der feuchten Kälte war auch sie dick in Decken eingepackt, so dass man kaum die Konturen ihres Körpers erkennen konnte. Ihr Nachtlager aus zusammengeschobenen Holzkisten war besser, als auf dem Betonboden zu schlafen, komfortabel war allerdings beides nicht.

Oppenheimer stützte sich mit den Ellbogen auf den Holzkisten ab und setzte sich auf. Dann schälte er sich aus dem Kokon von Lumpenschichten und rieb mürrisch eine schmerzende Stelle an seinem Rücken. Wenige Augenblicke später kroch bereits die Kälte unter seine Anzugjacke, und er fröstelte.

Die Decke über seine Schultern gehängt, tappte Oppenheimer zur Feuerstelle, um Kohle nachzulegen. Beißender Rauch stieg ihm in die Augen, doch er war dankbar für die Wärme. Während einer seiner Expeditionen oben in der verlassenen Brauerei hatte er bei der Heizkesselanlage einige Reste der schwarzen Brocken aufgestöbert. Er musste sich zurückhalten, damit er nicht gleich mehrere Stücke ins Feuer warf. So kühl es auch sein mochte, sie mussten sparsam sein. Schließlich hatte niemand eine Ahnung, wie lange sie es hier unten noch aushalten mussten, bis der Kampf um die Stadt Berlin beendet war.

Plötzlich war Oppenheimer hellwach.

Er glaubte, etwas gehört zu haben.

Doch das konnte nicht sein, schließlich waren sie allein hier unten. Die Tür zur Klimaschleuse war geschlossen. Außerdem quietschten die Scharniere so laut, dass ihn die Geräusche sicher aufgeweckt hätten, falls jemand eingedrungen wäre.

Oppenheimer konnte diesen Gedanken kaum weiterverfolgen, als er erneut etwas hörte.

Es klingelte.

Der schrille Ton schien aus einer entfernten Ecke des Kellers zu kommen. Aber wegen der gewaltigen Gärbottiche drang nur ein ferner Widerhall an Oppenheimers Ohren.

»Telefon«, maulte Lisa. Als ihr bewusst wurde, was sie, noch halb im Schlaf, gesagt hatte, setzte sie sich überrascht auf und zog die Decken fester um sich zusammen.

Oppenheimer war ebenso verwundert. Er wusste nicht, was ihn am meisten erstaunte: dass es hier überhaupt ein Telefon gab oder dass jemand ausgerechnet diese Nummer gewählt hatte. Aufs Geratewohl ging er in die Richtung, aus der das Klingeln zu kommen schien.

Und tatsächlich, im Schatten eines Gärbottichs hing ein Wandapparat. In dem ewigen Halbdunkel war er Oppenheimer bislang nicht aufgefallen. Als er das Telefon endlich aufgespürt hatte, war das Geklingel bereits wieder verstummt. Nach einer Weile hörte er Lisas Schritte. Er spürte, wie sie über seine Schulter einen Blick auf das Gerät warf.

»Was meinst du«, flüsterte sie verschreckt, »wer kann das gewesen sein?«

Oppenheimer hatte keine Ahnung. Obwohl sie zweifelsohne allein im Keller waren, unternahm jemand von außen den Versuch, in diese Räume einzudringen.

War es ein Freund oder ein Feind?

Auch Lisa war sich der Gefahr bewusst. »Vielleicht sollten wir lieber nicht drangehen«, sagte sie. »Sonst wissen sie, dass wir hier unten sind.«

Natürlich, der Anrufer konnte durchaus jemand von der *Gestapo* oder vom *SD* sein, obgleich es nicht wahrscheinlich erschien, dass sie per Telefon nach untergetauchten Juden wie Oppenheimer fahndeten.

Unschlüssig räusperte er sich.

»Und wenn es Ede war? Eigentlich kann nur er die Nummer kennen.«

Um diesen weniger alarmierenden Gedanken zu bekräftigen, nickte Oppenheimer. Ede. Das musste es sein. Schließlich hatte der Gauner dafür gesorgt, dass sie hier in seiner geheimen Lagerstätte untergekommen waren. Der *Schwere Ede*, wie er in Verbrecherkreisen genannt wurde, und seine Helfershelfer wussten als Einzige, dass sich hier unten jemand befand. Und bestimmt kannten sie auch die Nummer des Telefonanschlusses.

»Dann muss es wichtig sein«, spann Lisa den Gedanken weiter. »Wenn Ede extra anruft.«

»Wahrscheinlich. Wenn es wichtig ist, wird er es sicher wieder versuchen. Aber ...« Oppenheimer kam nicht dazu, den Satz zu beenden, denn unvermittelt begann das Telefon wieder zu vibrieren, und das aufdringliche Schrillen ertönte aufs Neue.

Er spürte einen Zwiespalt in sich, ob er wirklich den Hörer abnehmen sollte. Schließlich fiel er auf die Idee, sich mit falschem Namen zu melden, um zu erfahren, wer am anderen Ende der Leitung war. Wenn es sich um Ede handelte, würde dieser Oppenheimers Stimme erkennen und die Finte durchschauen.

Nachdem er tief Luft geholt hatte, nahm Oppenheimer den Hörer ab und meldete sich mit dem erstbesten Namen, der ihm in den Sinn kam. »Hier bei Schulze.«

Aus dem Hörer drang ein solcher Radau, dass der Gesprächspartner den falschen Namen ohnehin nicht verstehen konnte. Im Hintergrund war das Lachen von Männern zu hören. Nein, sie lachten nicht, sondern johlten vor Ausgelassenheit.

»Hallo?«, fragte Oppenheimer verblüfft. Obwohl der Gesprächspartner wegen des Tumults direkt in die Sprechmuschel brüllte,

konnte Oppenheimer die Worte nicht verstehen. Trotz allem begriff er sinngemäß, das der Iwan hier war.

»Iwan sdes!«, rief die rauhe Stimme und ratterte dann weitere russische Sätze herunter, von denen Oppenheimer nur so viel mitbekam, dass offenbar von einer *faschistischen Bestie* die Rede war. Anfang der zwanziger Jahre hatten in den Ortsteilen Charlottenburg und Schöneberg russische Sprachbrocken aufgrund der dort angesiedelten Emigranten zum Alltag gehört. Wenigstens konnte sich Oppenheimer noch an einige der aufgeschnappten Vokabeln erinnern. Dann schloss der Fremde mit dem Aufruf: »Smert nazistskowo wraga!« Er wünschte dem Nazifeind den Tod.

Reflexartig warf Oppenheimer den Telefonhörer auf die Gabel. Er wollte diese Stimme nicht so nahe an seinem Ohr haben. Er wusste, dass von ihr eine Gefahr ausging. Sie sollte nicht in den Gärkeller eindringen. Niemals.

Lisa starrte ihn fragend an. »Was ist?«

Oppenheimers Kehle fühlte sich plötzlich trocken an. Er schluckte und wusste zunächst nicht, was er antworten sollte.

Wozu sollte er das Offensichtliche auch noch aussprechen? Gestern hatten die Sirenen Panzeralarm gegeben. Die Stadt war seitdem im Daueralarmzustand, das Endspiel hatte begonnen. Das von Hitler entfesselte Inferno würde nicht mehr lange auf sich warten lassen.

Nun war Realität geworden, worüber man seit der Winteroffensive der Roten Armee im Januar schon so häufig hinter vorgehaltener Hand gesprochen hatte. Unaufhaltsam bewegte sich von Osten her die Front auf sie zu. Nur wenige Kilometer von ihnen entfernt brachten zigtausend Tonnen Maschinerie, Waffen und Munition die Erde zum Beben. Der alles vernichtende Koloss würde erst zum Stillstand kommen, wenn das Ziel erreicht war: Berlins Regierungsviertel.

Lisas Blick drängte weiterhin nach einer Antwort, also sagte Oppenheimer mit einem Schulterzucken: »Die Russen kommen.«

Jeder bereitete sich auf seine eigene Weise auf den nahenden Untergang vor. Wem es irgendwie möglich war, der suchte sein Heil in der Flucht und versuchte, so weit wie möglich von der Hauptstadt fortzukommen, ehe die Falle endgültig zuschnappte und der Ring der russischen Truppen um die Stadt geschlossen war.

Nur der Fahrer am Lenkrad des altersschwachen Adler Trumpf fuhr in die entgegengesetzte Richtung. Auch er befand sich in einem Rennen gegen die Zeit, denn er hoffte, in die Innenstadt zu kommen, rechtzeitig dort unterzutauchen, noch ehe die Rote Armee in die Stadt einfiel. Vielleicht war er verrückt, sich freiwillig der Gefahr auszusetzen, doch nur so konnte sein Plan aufgehen.

Er lenkte nach rechts, um eine Panzersperre zu umfahren. Mittlerweile hatte der Volkssturm diese Hindernisse an allen wichtigen Kreuzungen errichtet. Die mit Trümmern beschwerten Straßenbahnwaggons erweckten den Eindruck, dass sie nicht einmal einen Windhauch aushalten würden, geschweige denn den Raketenbeschuss einer Stalinorgel.

Als er die mit Koffern beladenen Menschen an sich vorbeihasteten sah, wusste er, dass sie es kaum noch schaffen würden, den inneren Verteidigungsring entlang der S-Bahn zu überqueren. Wahrscheinlicher war, dass die wehrfähigen Männer unter ihnen schon vorher an den Kontrollposten von der Feldgendarmerie aussortiert und zurückgeschickt wurden. Goebbels' Anordnung, dass kein kampftauglicher Einwohner Berlin verlassen dürfe, wurde buchstabengetreu befolgt. Es gab unzählige

Festnahmen, und an eine Ausnahmegenehmigung des für die Verteidigung der Hauptstadt verantwortlichen Wehrmachtstabs zu kommen, das war praktisch aussichtslos. Offenbar gab es immer noch genügend Leute, um die Papiere der Ausreisenden zu überprüfen.

Er selbst hatte es vor zwei Tagen nur knapp geschafft, die thüringische Ortschaft Stadtilm zu erreichen. Und das war nur möglich gewesen, weil er die erforderlichen Papiere vorweisen konnte, Passierscheine, ausgestellt von der Reichspost. Zum Glück hatte niemand bemerkt, dass er auf den alten Formularen kurzerhand das Datum geändert hatte.

Auf dem Rückweg nach Berlin war er hingegen kein einziges Mal kontrolliert worden. Niemand schien auf die Idee zu kommen, dass ein Fahnenflüchtiger wie er freiwillig in den Hexenkessel zurückkehren wollte.

Der Fahrer begann zu grinsen, als er daran dachte, dass alles letztendlich eine Frage der Perspektive war. Es gab mehrere Realitäten, die nach der Niederlage eintreten konnten. Und er glaubte, für sich selbst die beste ausgewählt zu haben.

Momentan herrschte regelrechtes Aprilwetter, doch jetzt um die Mittagszeit kam zwischen leuchtend weißen Wolkentürmen die Sonne zum Vorschein. Ein strahlender Tag zum Geburtstag des Diktators wurde von der Bevölkerung *Führerwetter* genannt. Der Fahrer des Wagens überlegte, ob man diesen Begriff bald mit *Stalinwetter* ersetzen musste. Die Zeit der generalstabsmäßig geplanten Feierlichkeiten, die bisher in ganz Deutschland zu diesem Anlass ausgerichtet worden waren, war vorbei. Es schien so gut wie sicher, dass Hitlers sechsundfünfzigstes Wiegenfest auch sein letztes sein würde.

Trotz allem würden die Parteibonzen heute noch ein letztes Mal beim selbsternannten *Führer* antanzen, nur um sich später

fluchtartig nach Tempelhof zu begeben, wo startbereite Flugzeuge mit knatternden Motoren auf sie warteten.

Bei diesem Gedanken blickte er zum Himmel empor. Natürlich war dies sinnlos, denn hinter dem grauen Schleier der Tarnnetze ließ sich ein einzelner Flieger nur mit Mühe erkennen. Am Straßenrand ragten einige dürre Kamine in den Himmel, und die Form der wenigen übrig gebliebenen Seitenwände ähnelten schlaffen Handtüchern. Propagandaminister Goebbels malte das Bild des heroischen Widerstandes, würdig einer epischen Verklärung. Und tatsächlich besaßen die Rauchsäulen an manchen Tagen eine gewisse Ähnlichkeit mit den Schlachtengemälden aus vergangenen Jahrhunderten. Nur die Kämpfer sahen anders aus, denn sie besaßen weder ordentliche Uniformen, noch waren sie muskelbepackte Hünen wie in der altgriechischen Mythologie. Der vielbeschworene *heldische Kampf gegen den bolschewistischen Massenansturm* wurde von Knaben in zu großen Uniformen geführt, von ständig übermüdeten Schattenfiguren, von alten und lahmen Volkssturmmännern. Doch sogar unter ihnen gab es immer noch genügend Verblendete, die bereit waren, ihrer Ideologie so manches Menschenopfer darzubringen.

Zumindest er gehörte nicht dazu. Nicht mehr.

Der allgegenwärtige Kalkstaub in der Luft vermischte sich mit dem Schweiß, so dass seine Stirn bald von einem klebrigen Film überzogen war.

Es schien, als hätte er genau den richtigen Zeitpunkt abgepasst. Es war sicherer gewesen, seinen Plan so spät wie möglich umzusetzen, damit die Kriegswirren alle Spuren seiner Aktivitäten verwischen konnten. Aus dem letzten Wehrmachtsbericht hatte er schließlich herausgelesen, dass er unverzüglich handeln musste. Mittlerweile wurden dort bereits Stadtnamen wie Münche-

berg genannt. Jeder mit einer gewissen Kenntnis der unmittelbaren Umgebung von Berlin wusste, was das hieß. Die Rote Armee hatte die letzte Hauptverteidigungsstellung bei den Seelower Höhen nach einem mehrtägigen Gefecht überrannt. Nun trennte kein Bollwerk mehr die russischen Truppen von der Hauptstadt. Wahrscheinlich gab es nicht einmal mehr eine geordnete Front. Sie alle waren den Russen jetzt hilflos ausgeliefert. Sich noch zu wehren war selbstmörderischer Wahnsinn.

Bei diesem Gedanken presste der Fahrer unwillkürlich die Lippen zusammen.

»Achtung!«, hörte er neben sich.

Er reagierte fast zu spät.

Reifen quietschten, als er auf die Bremse trat.

Wenige Zentimeter vor dem Kühler fuhr unbeirrt ein Lastwagen vorbei. Es war ein Truppentransport. Anscheinend willkürlich wurden die Soldaten zwischen den Verteidigungsposten hin und her geschoben. Die Männer auf der Pritsche des Wehrmachtfahrzeugs hatten von dieser Beinahe-Karambolage kaum Notiz genommen. Die Wangen der Soldaten waren eingefallen, die Blicke stumpf. Nach einem Auffahrunfall ins Lazarett eingeliefert zu werden wäre für sie jetzt ein Glück gewesen.

»Jetzt reißen Se sich ma' een bissken zusammen!«, sagte sein Beifahrer mit der Schlägermütze. »Wenn Se die Kiste zu Schrottfahr'n, dann kriegen Se nich eenen roten Heller dafür!« Dann steckte er wieder seinen Zahnstocher in den Mund und blickte grimmig durch die Frontscheibe.

Der einzige Kommentar des Fahrers war ein flüchtiges Kopfnicken. Das Geld hatte er ohnehin nicht nötig, wenn alles nach Plan verlief. In Gegenwart eines Gauners wie diesem Paule war es nicht ratsam, das hinauszuposaunen. Mit zahnstocherkauenden Wesen wie ihm hatte er bislang nichts zu schaffen gehabt,

was wieder einmal bewies, dass man in Zeiten der Not nicht wählerisch sein konnte.

Hektisch warf der Fahrer einen Blick in den Rückspiegel. Sein Koffer lag noch auf dem Rücksitz. Das war gut. Solange er das Gepäckstück bei sich hatte, besaß er eine Rückversicherung.

Hinter ihnen hupte jemand. Abrupt trat er aufs Gaspedal und musste wieder abbremsen, weil er fast einen radelnden Halbwüchsigen in Uniform auf die Kühlerhaube genommen hätte. Erschrocken machte der Junge mit der Hakenkreuzbinde einen Schlenker zur Seite. An seiner Lenkstange waren zwei Panzerfäuste angebracht, eng anliegend vom Scheinwerfer bis zur Vorderradachse. Die beiden überzähligen Rohre wirkten fast so, als gehörten sie zur Standardausstattung des Zweirads.

Paule verzog seinen Mund. Er machte den Eindruck, als wollte er etwas sagen, behielt es dann jedoch lieber für sich. Schließlich signalisierte er, dass die Straße frei war, und sie setzten ihre Fahrt fort.

»Wo soll ich überhaupt unterkommen?«, fragte der Fahrer.

»Wie weit ist es denn?«

»Gleich dahinten«, knurrte Paule. »Da is ne alte Brauerei.«

Ebenso unvermittelt, wie der Strom an diesem Morgen zur Verfügung gestanden hatte, fiel er wenige Stunden später wieder aus.

Oppenheimer und Lisa saßen vor den brennenden Kohlen, über denen in einem Topf Wasser köchelte, das er von seinem letzten Pumpengang mitgebracht hatte. Obwohl sie sich in einer ehemaligen Brauerei befanden, kam aus den Hähnen nur noch braune Brühe.

»Was meinst du«, fragte Oppenheimer. »Wie lang kommen wir noch hin?«

Lisa blickte in die Ecke mit den Wassereimern. »Vielleicht noch drei Tage, wenn wir sparsam damit umgehen.«

Oppenheimer nickte. Wie auch die anderen Berliner musste er bald wieder das Risiko auf sich nehmen, mit Eimern beladen zur nächsten Wasserstelle zu laufen. Doch wenn die Luft erst mal mit dem Blei der russischen Angreifer gefüllt war, würde es gefährlich werden. Vielleicht war es ja besser, möglichst bald zu gehen und die Vorräte aufzufüllen, ehe die Kämpfe begannen. Zwar gab es in den Lagerräumen auch einige Kisten mit Alkohol, doch Oppenheimer scheute davor zurück, sich darüber herzumachen. Schließlich wusste er nicht, ob es Restbestände der Brauerei waren oder ob Ede sie hier eingelagert hatte.

Einzig eine Flasche Whiskey hatten sie geköpft, weil es keine andere Möglichkeit gab, die Zähne zu putzen. Mit dem Destillat konnte man sie wenigstens desinfizieren. Allerdings kostete es Oppenheimer eine gewisse Überwindung, mit der scharfen Flüssigkeit zu gurgeln, da er hochprozentigen Alkohol verabscheute. Und das, obwohl ihn seine gute Freundin Hildegard von Strachwitz immer wieder ermuntert hatte, ihre selbstgebrannten Schnäpse zu kosten.

Bei dem Gedanken an Hilde ließ er den Kopf sinken.

»Ich frage mich, was sie jetzt macht«, murmelte er vor sich hin. Lisa quittierte dies mit einem verständnisvollen Nicken. Auch ohne dass er den Namen genannt hatte, wusste sie, von wem hier die Rede war. Oppenheimer hatte sich diese Frage in den vergangenen Wochen schon unzählige Male gestellt.

Alles war noch so frisch in seinem Gedächtnis: die Mordanklage, seine Versuche, entlastende Hinweise zu finden, und schließlich das Warten, während Hilde vor dem Volksgerichtshof stand und er nichts mehr tun konnte, als zu hoffen, dass diese Farce glimpflich ausgehen würde.

Er hatte umsonst gehofft.

Und als alles vorbei war, mussten er und Lisa bereits in Edes

Gärkeller Unterschlupf suchen. Seitdem hatte er keine Verbindung mehr zu Hilde oder seinen ehemaligen Mitstreitern. Hil- des Rechtsanwalt, Gregor Kuhn, wollte ein Gnadengesuch einreichen, doch was damit geschehen war, ob sie die verhängte Todesstrafe bis zum Kriegsende hinausschieben konnten, wusste Oppenheimer nicht.

Seine Überlegungen wurden vom gedämpften Knall einer schweren Tür unterbrochen. Es musste die Außentür des Transportgangs sein. Dieser Eingang verfügte über zwei Türen, weil er ursprünglich als Klimaschleuse gedient hatte.

Aufmerksam lauschte Oppenheimer in die Finsternis jenseits der Gärbottiche. Wahrscheinlich war es Paule.

Er kam auf Geheiß von Ede gelegentlich mit Konserven vorbei, denn je seltener sie sich an der Oberfläche blicken ließen, umso besser blieb das Sammelsurium seiner Schwarzmarktwaren verborgen. Die allgegenwärtigen Blockwarte hatten die unschöne Eigenschaft, neugierig zu werden, wenn in ihrer Nachbarschaft urplötzlich fremde Gesichter auftauchten. Offenbar waren die Lagerbestände so wertvoll, dass es sich für Ede lohnte, seine Schützlinge lieber mit Lebensmitteln zu versorgen, als das Risiko einzugehen, sie stundenlang vor den Geschäften auf Zuteilungen warten zu lassen.

Oppenheimer runzelte seine Stirn, da heute etwas anders war. Als Lisa seinen alarmierten Blick auffing, bemerkte auch sie, dass etwas nicht stimmte. Obwohl sie so klug war, keinen Laut von sich zu geben, hielt Oppenheimer vorsichtshalber seinen Zeigefinger an die Lippen.

Es dauerte unüblich lang, ehe die innere Tür geöffnet wurde. Konnte er sich überhaupt sicher sein, dass es Paule war? Sprach die Verzögerung nicht dafür, dass es Fremde waren, die sich nur vorsichtig auf unbekanntes Terrain wagten?

Oppenheimers Atem beschleunigte sich bei diesem Gedanken. Dann versetzte ihn das Geräusch der Schritte in Alarmbereitschaft.

Das war keine einzelne Person. Trotz des lauten Widerhalls in dem Transportgang glaubte Oppenheimer klar und deutlich zu hören, dass sich mindestens zwei Personen näherten. Oppenheimer konnte sich nicht vorstellen, dass Paule einfach so einen Mitwisser ins Geheimlager führen würde.

Sie mussten sich verstecken.

Das Feuer der Kochstelle konnten sie nicht mehr löschen, ohne verräterische Geräusche zu machen. Aber wenigstens ließen sich die Schatten nutzen.

Oppenheimer raffte die Decken zusammen und zog Lisa mit sich. Gemeinsam liefen sie um den hinteren Bottich herum und kauerten sich vor die Wand. Dann bedeckte er Lisa mit den Decken. Vielleicht würde die Finte ja funktionieren. Vielleicht dachten die Eindringlinge, dass nur ein Lumpenhaufen auf dem Boden lag.

Aus der Richtung des Eingangs drang das Krächzen der rostigen Scharniere. Die Steinmauern warfen das Geräusch zurück. Oppenheimer zog seinen Kopf ein. Er konnte noch knapp über den Wäschehaufen blicken und machte sich bereit für die Ankunft der Eindringlinge.

Bei jedem der zögernden Schritte knirschte fein zermahlener Schutt. Dann war es für einige Augenblicke ruhig.

Oppenheimer konnte sich gut vorstellen, was außerhalb seines Blickfelds vor sich ging. Seine lebhaftes Phantasie hatte ihn schon so manches Mal vor Gefahren gewarnt.

Jemand verharrte in der Eingangstür, spähte ins Zwielflicht der Schatten, registrierte die Feuerstelle, ahnte, dass er nicht allein im Keller war.

Oppenheimer hielt den Atem an, seine Nerven waren zum Zerreißen gespannt.

Der nächste Laut war unerwartet. Völlig arglos piff jemand eine Melodie. *Davon geht die Welt nicht unter.* Ohne große Vorsichtsmaßnahmen schlurfte einer der Eindringlinge in den Kellerraum. Für einen kurzen Moment wischte der scharfe Lichtkegel einer Stablampe über den Boden.

Dann erklang eine Stimme. »Wat steh'n Se da so rum? Machen Se sich's jemütlich.«

Oppenheimer atmete auf. Es war Paule. Und er hatte eine weitere Person mitgebracht.

»Alles in Ordnung«, flüsterte er Lisa zu und erhob sich. Solange Oppenheimer nicht wusste, wer der Neuankömmling war, blieb er allerdings vorsichtig. Mit der Decke über den Schultern schlich er Zentimeter für Zentimeter um den nächsten Gärbottich herum.

Vor der Feuerstelle stand eine Gestalt und begutachtete die neue Umgebung. Im Widerschein der Flammen konnte Oppenheimer außer der hellen Silhouette des hageren Profils nicht viel erkennen. Der Fremde trug nur ein einziges Gepäckstück bei sich, Oppenheimer hielt es auf den ersten Blick für einen Arztkoffer. Medikamente und Verbandszeug bei sich zu führen war zweifelsohne praktisch.

Auch Oppenheimer und Lisa war es in Fleisch und Blut übergegangen, ständig ihre Luftschutzkoffer mit den wichtigsten Habseligkeiten in Griffweite zu haben. Sicherheitshalber.

Oppenheimer kniff seine Augen zusammen, als ihn etwas blendete. Paule hatte ihn zwischen den großen Fässern entdeckt.

Rasch hielt er seine Hand vor den gleißend hellen Kreis der Stablampe.

»Na, Paule, seit wann gefällt dir Zarah Leander?«, fragte Oppenheimer zur Begrüßung.